

Manfred Wetzel, Vom Mummelsee zur Weibertreu. Die schönsten Sagen aus Baden-Württemberg. Mit Illustrationen von Joachim Burzik, Stuttgart (Theiss) 1997 (2. Aufl.). 418 S.

Dieser ansprechende, mit schönen Illustrationen aus der Feder von Joachim Burzik versehene Band versammelt zahlreiche Sagen aus den verschiedenen Regionen unseres Bundeslandes. Auch das württembergische Franken ist mit einigen Geschichten vertreten: Für Schwäbisch Hall steht – wen wundert es – der Haalgeist, beim Einkorn treibt der „Wilde Rechberger“ sein Unwesen, in der Tüngentaler Kirche suchte einst „Das Häslein von Tüngental“ Schutz vor Jägern. Zum beliebten Sagenobjekt der Raubritter gehören der letzte Hohensteiner, dessen Burg im Bühlertal bei Vellberg stand, und der hierzulande raubende und mit seiner Flucht vom Nürnberger Galgen berühmt gewordene Eppel von Gailingen. Wesentlich später, während des dreißigjährigen Krieges, spielt die Crailsheimer Geschichte vom „Schuster und dem Männlein“. Diese Gegend scheint überhaupt ein gutes Pflaster für unheimliche, „sagenhafte“ Ereignisse zu sein: So erinnern „Die Glocken von Tiefenbach“ an eine Errettung vor Spukgestalten, die Schöneburg ist Schauplatz des Todes der Gräfin Adelheid, der „Gründische Brunnen“ im Speltachtal kann sogar mit – wohl etwas vom Wege abgekommenen – Meerfräuleins aufwarten. „Die Bluttat des Edelmannes“ am eigenen Sohn läßt diesen – einen Herrn von Rohr – bei Westgartshausen spuken, von der Liebe zwischen einem Ritter und einem Mädchen aus Bächlingen erzählt „Der Ritter von Katzenstein und sein Sohn“. Bei der „Waldenburger Fastnacht“ im Jahr 1570 soll der Teufel persönlich Feuer gelegt haben, und in Wachbach muß eine Gräfin zur Strafe für ihre Hartherzigkeit als „Villingertalfräule“ umgehen.

Mit diesen Titeln sei angedeutet, was dieses Buch ausmacht: Die zahlreichen Sagen mit ganz verschiedenem Hintergrund und Charakter sind eine interessante und kurzweilige Lektüre, die auch zum Besuch dieser im wahrsten Sinne des Wortes geschichtsträchtigen Stätten einladen.

D. Stihler

4. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Martin Biastoch, Tübinger Studenten im Kaiserreich. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 44), Sigmaringen (Thorbecke) 1996. 284 S.

Das hier anzudeutende Werk, eine im Jahr 1994 an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen abgeschlossene Dissertation, ist das Ergebnis umfangreicher Forschungen in staatlichen, kirchlichen und universitären Archiven, die durch die Auswertung zahlreicher Quellen aus privaten Nachlässen ergänzt wurden. Der Autor entwirft in dieser Studie ein umfassendes Bild des akademischen Lebens um die Jahrhundertwende, also einer Zeit, in der das Studium an einer Universität noch ein Privileg darstellte, in dessen Genuß nur wenige kamen. Als im Jahr 1910 die Zahl der Studierenden, die jahrzehntelang bei etwa 1500 gelegen hatte, endlich bei 2000 ankam, beging man dieses Ereignis in einem stolzen Festakt – offenbar kam hier noch niemand auf die Idee, steigende Studentenzahlen für etwas Bedenkliches zu halten.

„Alles ward laut kommandiert, und wenn man es richtig befolgte, lebte man mit sich und der Welt in Frieden.“ So beschreibt Heinrich Mann in seinem Roman „Der Untertan“ Umgang und Trinksitten in der „Hochfeinen Korporation“ Neuteutonia, der sein Held Diederich Heßling sich als Chemiestudent im kaiserlichen Berlin anschließt. Doch war das an obrigkeitsstaatlichen Verhaltensmustern orientierte Ritual nur eine Seite des damaligen Studentendaseins, denn am anderen Ende der Skala stand ein hohes Maß an Freizügigkeit, oft als Mischung aus arrogantem Schlendrian und einem unbändigen Willen zum Lebensgenuß,

der seinen Ausdruck in bewußt provozierten Gesetzesübertretungen fand – Dinge, die in studentischen Kreisen zum guten Ton gehörten.

Glaubt man dem Klappentext des Buches, so korrigiert der Autor diese Vorstellungen von der „alten Burschenherrlichkeit“ gründlich. Dies geschieht vor allem für den Bereich der Theologie, deren Studienbedingungen im Mittelteil des Werkes ausführlich dargestellt werden. Man muß sich dabei vor Augen halten, daß nahezu ein Drittel der in Tübingen Studierenden in der Zeit des Kaiserreichs Theologen waren. Die meisten von ihnen lebten im dazugehörigen Konvikt, also entweder im evangelischen Stift oder im katholischen Wilhelmsstift. Die Bedingungen, denen sich die angehenden Geistlichen hier unterordnen mußten, waren von einem strengen Reglement bestimmt, das dem einzelnen nur wenig Raum zu freier Entfaltung ließ. Hinzu kam, daß die Theologie ihre Studierenden als einziges Fach mit einem ins Detail gehenden Studienplan konfrontierte. Dennoch waren Austritte (wie übrigens auch Promotionen) selten. Die Gründe dafür lagen in der sozialen Herkunft der Theologiestudenten, die anders als ihre Kommilitonen aus der Juristerei oder Medizin eher aus mittleren oder unteren Einkommenschichten stammten und in ihrem Studium eine Möglichkeit zum sozialen Aufstieg sahen. Zum anderen hätte die Aufgabe des Studiums für die meisten eine Rückzahlung des Stipendiums und der nicht unerheblichen Kollektgebühren bedeutet, Folgen, vor denen man offensichtlich zurückschreckte. Erst um 1910 kam es zu einer Reform, mit der die kasernenähnlichen Lebensbedingungen ein wenig erträglicher gemacht wurden.

Bringt man den Charakter der damaligen Universität auf einen Nenner, so lassen sich als typische Merkmale benennen: die Universität des Kaiserreichs war männlich (die erste Frau wurde in Tübingen im Jahr 1904 offiziell zum Studium zugelassen), korporiert und damit satisfaktionsfähig (es sei denn, man war jüdischen Glaubens), klein und überschaubar (es gab sieben Fakultäten), unpolitisch (das Wahlalter lag damals noch bei 25 Jahren) und nicht zuletzt teuer (man aß mittags und abends in Gaststätten, zahlte hohe Kollektgebühren, trank – von einigen Abstinenzlern abgesehen – allabendlich sein Bier usw.). Ansonsten waren die Studenten Kinder ihrer Zeit, christlich-konservativ, teilweise liberal in ihrer Grundhaltung, dabei parteipolitisch abstinent, insgesamt aber wohl weniger bismarckbegeistert, nationalistisch und antisemitisch als die Studenten an den großen preußischen Universitäten in Berlin oder Breslau. Den schönen Dingen des Lebens war man selbstverständlich zugetan, das Singen, Wandern, Tanzen, Reiten, Turnen und natürlich auch das Fechten standen hoch im Kurs. Wo möglich, suchte man die Nähe der Professoren, auch die ihrer weiblichen Nachkommen, tunlichst vermieden wurde dagegen der Kontakt mit dem einfachen Volk, etwa den Weingärtnern in der Unterstadt, dem sogenannten Gogenviertel.

Ein schwieriges Kapitel stellte damals das weibliche Geschlecht dar, und zwar aufgrund seiner weitgehenden Abwesenheit. Beziehungen zu Frauen waren nur außerhalb des universitären Bereichs möglich. Nicht standesgemäße Liebschaften, verdeckte Prostitution und Geschlechtskrankheiten in hoher Zahl gehörten daher ebenfalls zur Realität des studentischen Lebens, das allerdings, was diese Seite betrifft, zur Enttäuschung des Lesers nur unzureichend in Quellen dokumentiert ist. Eine löbliche Ausnahme bieten hier die leider nur vereinzelt überlieferten Stubenbücher, in denen die Studenten anspielungsreich, mitunter derb, aber stets geistvoll, ihre Erfahrungen mit dem weiblichen Geschlecht zum besten gaben. Ein besonders köstliches Beispiel aus diesen geheim und, was die Autorenschaft anlangt, wohl auch anonym angelegten Verzeichnissen, die unter den Stubengenossen als „Jungfrauenspiegel“ und Parthenopsis“ firmierten, soll dem Leser nicht vorenthalten bleiben: „Ölschläger, Mathilde (17 Jahre). Leidend aussehende Blondine aus der Haagasse. Im Tanzen vertraute sie einem Roigel [= Angehöriger einer evangelischen Verbindung] an, daß ihr die Bleichsucht viel zu schaffen mache. Sonst sehr angenehm und lieb. Bei Tanzen pflegt sie auch ihr Holz am Tänzer angenehm zu reiben, so daß von dieser Reibung auch ein Brand entstanden sein soll, der jedoch gelöscht werden konnte.“ – *Gaudeamus igitur!*